

I. Einleitung: Eine europäische Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs

Der Dreißigjährige Krieg war ein europäischer Konflikt. Zwar war vornehmlich das römisch-deutsche Reich der Schauplatz dieses Krieges, ein »deutscher« Krieg ist er jedoch von Anfang an nicht gewesen. Bereits 1618, als der Krieg mit dem Ständeaufstand in den habsburgischen Erblanden ausbrach, entschied sich Spanien zum Eingreifen im Reich – eine Entscheidung, die am spanischen Hof heftig umstritten war und die wesentliche Bedeutung für den Kriegsverlauf erlangte. In den folgenden Jahren traten weitere europäische Mächte direkt oder indirekt in den Krieg in Deutschland ein, so dass sich das kriegerische Geschehen im Reich mit europäischen Schlüsselkonflikten im Umfeld des Reiches verband. Wohl spätestens mit dem Beginn des Schwedischen Krieges 1630 war die Verbindung des Krieges im Reich mit europäischen Konflikten irreversibel geworden: In den 1630er Jahren mussten der Kaiser, Kursachsen und die übrigen führenden Reichsstände erkennen, dass eine Beilegung des Krieges nicht mehr in deutscher Hand lag, obwohl die Konfliktparteien im Reich eine bis dahin nicht gezeigte Kompromissbereitschaft erkennen ließen. Als »europäischer Krieg in Deutschland« konnte der Dreißigjährige Krieg nur noch durch eine Friedenslösung auf europäischer Ebene beendet werden.

Der Charakter des Dreißigjährigen Krieges als europäischer Konflikt ist heute wohl unstrittig und ist in jüngster Zeit immer wieder herausgestellt worden. In merkwürdigem Gegensatz dazu wird der Dreißigjährige Krieg nach wie vor verbreitet als ein im Wesentlichen »deutscher« Krieg dargestellt. Dies hängt eng mit mächtigen Traditionen der Geschichtsschreibung dieses Krieges zusammen, die ins 19. Jahrhundert zurückreichen und bis heute fortwirken.

In der Geschichtsschreibung des späten 17. und 18. Jahrhunderts hatte der Dreißigjährige Krieg nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Dies galt auch für die deutsche Historiographie. Es bestand zwar Konsens, dass dieser Krieg die größte Katastrophe der jüngeren deutschen Geschichte gewesen sei, aus der der Westfälische Friede als größter Glücksfall das leidgeprüfte Reich errettet habe. Dies führte aber nicht zu intensiverer gelehrter Betrachtung des Kriegsgeschehens und seiner Ursachen. Der Dreißigjährige Krieg blieb ein randständiges Thema¹. Dies änderte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts grundlegend, nicht zuletzt unter dem Einfluss Friedrich Schillers als Dramatiker und Historiker. Der große Krieg und seine Akteure wurden zu einem Themengebiet, mit dem sich speziell die deutschsprachige Geschichtsschreibung und gerade ihre besten Köpfe intensiv beschäftigten, und das zugleich Feld großer, leidenschaftlich geführter Kontroversen war. Hintergrund war

eine prinzipiell veränderte, national bestimmte Sichtweise der Geschichte zwischen 1618 und 1648. Nicht nur der Krieg, sondern auch der Westfälische Friedensschluss, der ihn beendete, galten von nun an als nationale Tragödie Deutschlands². Durch den Krieg im Reich hätten fremde Nationen, voran Frankreich unter Richelieu, sich in verhängnisvoller Weise immer tiefer ins Reich einmischen und ab 1635 das kriegsgerische Geschehen bestimmen können. Der Krieg, der Deutschland verwüstet habe, sei durch einen von Frankreich und anderen Mächten diktierten Frieden beendet worden, der Deutschland dauerhaft zerstückelt und territorial beraubt habe – eine Zersplitterung und Schwächung, die einen säkularen Niedergang des Reiches seit dem späteren 17. Jahrhundert eingeleitet habe³.

Beherrschende, stets unausgesprochene oder ausgesprochene Schlüsselfrage aller deutschen Geschichtsschreibung zum Dreißigjährigen Krieg in dieser Zeit war die Problematik von Verantwortung und Schuld, also die Suche nach jenen, die im Reich für diese Katastrophe verantwortlich zu machen seien. Für die protestantisch-borussische Geschichtsschreibung hatte der gegenreformatorisch-jesuitisch inspirierte Katholizismus des Kaiserhauses erheblichen Anteil an der fatalen Entwicklung. Verblendet und ohne Sinn für die Erhaltung der Reichseinheit hätte das kaiserliche Reichsoberhaupt den Niedergang Deutschlands wesentlich mitzuverantworten. Eine apologetisch-prohabsburgische Geschichtsschreibung versuchte den Wiener Hof vor diesem Vorwurf zu schützen und nun seinerseits die calvinistischen »Umstürzler« unter den Reichsständen als Schuldige zu brandmarken. Die neueste historiographiegeschichtliche Forschung zeigt sehr eindrücklich, wie stark die Geschichtsschreibung zum Dreißigjährigen Krieg seit Friedrich Schiller bei allem Reichtum von Positionen und Deutungsmustern im Einzelnen von dieser forensischen, auf Anklage und Verteidigung gerichteten Perspektive geprägt war⁴.

Tagesaktualität und Leidenschaft gewann diese Auseinandersetzung dadurch, dass sie sich mit der Kontroverse zwischen der kleindeutschen und der großdeutschen Richtung der deutschen Nationalbewegung verband⁵. Für viele Anhänger der kleindeutschen Lösung diente das angeblich historische Versagen des Hauses Österreich im Dreißigjährigen Krieg auch als ein wichtiges Argument in der Debatte um den Platz Österreichs in Deutschland. Die konfessionell-politischen Frontlinien der historischen Kontroversen erinnerten in ihrer Hitzigkeit und ihrer Fixierung auf Schuld und Verantwortung streckenweise an die Gegensätze, die die kriegsbegleitende Publizistik und die Zeitgeschichtsschreibung zum Dreißigjährigen Krieg bis in die zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bestimmt hatten⁶. Die Leidenschaftlichkeit der Historiographie des 19. Jahrhunderts hat zuweilen den nüchternen Blick auf das Geschehen verstellt, gab aber zugleich Anstoß zu gründlicher Erforschung der Entstehung und Entwicklung des Krieges. So trug die intensive geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzung dazu bei, große, bis heute unverzichtbare Quelleneditionen anzuregen, um Klarheit über einige der am heftigsten diskutierten Fragen zu gewinnen⁷. Allerdings hatten all diese historiographischen Bemühungen eine einseitige inhaltlich-chronologische Orientierung. Das Interesse galt in erster Linie der Politik von Kaiser und Reichsständen. Zugleich richtete sich das Hauptaugenmerk auf die erste Hälfte des Krieges bis 1635, in der die Frage nach Krieg und Frieden noch im Wesentlichen im Reich selbst entschieden wurde, und nicht auf jene Phase, als der Krieg sich bereits zum europäischen Krieg in Deutschland entwickelt hatte

und die weit seltener in den Fokus der Betrachtung rückte⁸. Auch das große, bis heute lesenswerte Werk Moriz Ritters von 1908, das aus der Reihe der Gesamtdarstellungen der Zeit wegen seines unparteilichen und historiographisch überzeugenden Zugriffs herausragt, behandelte die Jahre nach 1635 nur noch kursorisch⁹. Der politisch-konfessionelle Hintergrund erklärt auch, warum die Intensität, mit der die deutschsprachige Historiographie sich mit dem Dreißigjährigen Krieg beschäftigte, keine Entsprechung in den Nationalgeschichtsschreibungen anderer, am Dreißigjährigen Krieg beteiligten Länder fand¹⁰.

Kristallisationspunkt der gesamten deutschsprachigen Geschichtsschreibung, die sich im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit dem Dreißigjährigen Krieg beschäftigte, war charakteristischerweise die Person des kaiserlichen Generallissimus Albrecht von Wallenstein¹¹. Wallenstein erschien vielen Historikern als letzte Persönlichkeit, die die nationale Tragödie Deutschlands hätte wenden, das Reich einigen und es so dem Diktat der fremden Kronen noch hätte entreißen können¹². In der Debatte um die Schuld an seinem Sturz und Tod 1634 kulminierten alle Kontroversen der älteren Geschichtsschreibung zum Dreißigjährigen Krieg.

Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts änderte sich die Beurteilung des Dreißigjährigen Krieges in der Geschichtswissenschaft grundlegend. Die national geprägten Bewertungskategorien, mit denen bislang an das Thema herangegangen worden war, verloren nach dem Zweiten Weltkrieg wesentlich an Bedeutung. Dass sich das römisch-deutsche Reich nach dem Westfälischen Frieden nicht zu einer starken, zentralisierten Monarchie, sondern zu einem dezentralen, defensiven Rechtsverband entwickelt habe, wurde nach der »deutschen Katastrophe« (Friedrich Meinecke) des 20. Jahrhundert erheblich positiver bewertet als ehemals. Die einseitig von Schuldzuweisungen und national gestimmter Polemik geprägte Betrachtungsweise des Krieges verschwand; vor allem setzte sich schrittweise seit den 1950er Jahren eine neue Bewertung des Westfälischen Friedens durch. Dieser Friede wurde nicht mehr als Tiefpunkt einer katastrophalen Entwicklung gesehen, sondern als achtbare Friedensleistung gewürdigt, genau so, wie auch die Entwicklung Deutschlands nach 1648 nicht mehr ausschließlich als traurige Zeit innerer Zersplitterung, äußerer Schwäche und nationaler Entwürdigung gesehen wurde. Schon die große Darstellung Fritz Dickmanns zum Westfälischen Frieden von 1959 markierte hier eine Wende¹³, der die systematische aktenmäßige Erschließung und monographische Aufarbeitung von Einzelaspekten des Friedens, insbesondere im Rahmen des großen, seit den frühen sechziger Jahren vorangetriebenen Editionsprojekts der »Acta Pacis Westphalicae« folgte¹⁴. Damit ging eine deutliche Internationalisierung der Forschungsanstrengungen zum Dreißigjährigen Krieg und zum Westfälischen Frieden einher. Seinen vorläufigen Höhepunkt erreichte diese Würdigung des Westfälischen Friedens im Zusammenhang mit dem auch wissenschaftlich außerordentlich ertragreichen Friedensjubiläum von 1998¹⁵. Der ehemals, im 19. Jahrhundert, geschmähte Frieden von 1648 wurde dabei in der deutschen Historiographie zuweilen so euphorisch gepriesen, dass nach 1998 eine Kontroverse über die Frage einsetzte, ob nun nicht bei der positiven Würdigung des Westfälischen Friedens übertrieben worden sei und so die Realitäten des 17. Jahrhunderts aus dem Blick gerieten¹⁶.

Seit den 1960er Jahren rückte – auch dies als Ergebnis internationaler Forschungsanstrengung – der europäische Aspekt des Krieges ins Blickfeld. Nicht mehr Schuld und Verantwortlichkeit, sondern die Politik der beteiligten europäischen Mächte, ihre Zielvorstellungen und Absichten, nahmen nun größeren Raum in der Forschung ein. Davon profitierte vor allem die Erforschung des leitenden französischen Staatsmanns, Kardinal Richelieu, dessen Rolle im Dreißigjährigen Krieg von anachronistisch nationalen Denk- und Argumentationsmustern befreit wurde¹⁷.

Allerdings bedeutete die stärker europäische Akzentuierung der Forschung nicht automatisch, dass nun auch stärker »europäische« Gesamtdarstellungen des Dreißigjährigen Kriegs folgten. Vielmehr gab es unter den Historikern seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts einflussreiche Stimmen, die sich dafür einsetzten, sich im Zuge eines verstärkt europäischen Betrachtung ganz vom Konzept eines »Dreißigjährigen Krieges« zu verabschieden, ihn »europäisch aufzulösen«. Der Dreißigjährige Krieg wurde nun als Teil einer allgemeinen politischen und sozialen europäischen Krise des 17. Jahrhunderts gesehen. Dies konnte so weit gehen, im Dreißigjährigen Krieg ein historiographisches Konstrukt späterer Zeiten zu erblicken – ein Konstrukt, der das Verständnis vom europäischen Gesamtzusammenhang der Entwicklung der Zeit eher verstelle¹⁸.

Bemerkenswerterweise hatte auch diese Sichtweise bereits eine zeitgenössische Entsprechung. Schon während des Dreißigjährigen Krieges wurde das Argument, dass der Krieg nur Teil eines großangelegten, europaweit ausgetragenen Konfliktes sei, intensiv eingesetzt, um den jeweiligen Gegner zu diskreditieren. Für die protestantische Publizistik war der Krieg im Reich nur ein Kampfplatz im Rahmen der universalen Bemühungen der Casa d’Austria, die Universalmonarchie und die Alleinherrschaft des Katholizismus zu errichten¹⁹. Einer der Hauptprotagonisten, König Gustav II. Adolf von Schweden, rechtfertigte sein seit den späten zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts geplantes Eingreifen im Reich nach innen und nach außen damit, dass alle europäischen Kriege von Südwestfrankreich bis Polen eine Einheit bildeten. Sie alle seien letztlich von der päpstlich-habsburgischen Partei entfesselt worden, um den Protestantismus zu zerstören²⁰. Diese universalistische Einbettung des Krieges fand seine Entsprechung auf katholischer Seite, deren Publizisten den Krieg als einen Ausdruck eines europaweiten calvinistischen Zerstörungswerks ansahen²¹. Auch für die Polemiker des 17. Jahrhunderts gab es kein abgrenzbares Kriegsgeschehen im Reich. Dieser Gedanke begegnet in abgewandelter, also in wissenschaftlicher, gänzlich unpolemischer Form bei manchen Vertretern einer Europäisierung des Krieges im 20. Jahrhundert wieder, wenn sie den Dreißigjährigen Krieg als einheitliches Geschehen verabschieden und nur noch im Gesamtzusammenhang der »Krise des 17. Jahrhunderts« sehen wollen²².

Der Versuch, den Dreißigjährigen Krieg als nachträgliches historiographisches Konstrukt darzustellen, darf schon seit längerem – vor allem dank der gründlichen Forschungen Konrad Repgens – als widerlegt gelten. Aufgrund einer geradezu erdrückenden Fülle von Belegen konnte der Bonner Gelehrte zeigen, dass der Begriff »Dreißigjähriger Krieg« ebenso zeitgenössisch ist wie die Vorstellung einer Kontinuität des Krieges und einer Kohärenz der seit 1618 im Reich ausgetragenen Konflikte. Inzwischen ist wohl unbestritten, dass der Dreißigjährige Krieg schon aus

Sicht der Zeitgenossen einen Ereigniszusammenhang, eben einen einzelnen Dreißigjährigen Krieg gebildet hat²³.

Sowohl die ältere, national geprägte Sichtweise des Krieges mit seinen Schuldzuweisungen als auch die Versuche einer europäischen Auflösung des Krieges in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dürfen heute in der Geschichtswissenschaft als überwunden gelten. Gleichwohl wirken diese Traditionen fort. Eine gleichmäßige, europäische Darstellung des Dreißigjährigen Kriegs steht bis heute aus, und dies, obwohl jüngere Gesamtdarstellungen des Krieges die wertenden Vereinseitigungen der älteren Historiographie weit hinter sich gelassen haben. Dies zeigt schon die Schilderung des politischen und militärischen Kriegsgeschehens. Obwohl die Phase zwischen 1635 und 1648, der »europäische Krieg in Deutschland«, über den Ausgang der Auseinandersetzung entschied, spielt sie nach wie vor in den jüngeren Gesamtdarstellungen bestenfalls eine Nebenrolle, während die Frühphase des Krieges und deren Hauptprotagonisten, Wallenstein und Gustav Adolf, recht breit geschildert werden. In kaum einer neueren Gesamtdarstellung nimmt die Entwicklung der Jahre zwischen 1635 und 1645 mehr als 5 Prozent der Darstellung ein. Dies hat zur Folge, dass auch die Ergebnisse der Einzelforschung, die gerade in die Entwicklung dieser Jahre neues Licht gebracht hat, vernachlässigt werden. So ist kürzlich die für die Gesamtbeurteilung des Krieges nicht unwichtige Tatsache nachgewiesen worden, dass Frankreich und der Kaiser sich nie förmlich gegenseitig den Krieg erklärt haben²⁴. Gleichwohl findet sich der Hinweis auf eine solche Kriegserklärung in zahlreichen neueren Darstellungen. Man könnte die Liste beliebig ergänzen. Zahlreiche wichtige Einzelergebnisse haben noch nicht die Ebene der Überblicksdarstellungen erreicht. Das gilt auch für die vielen Ergebnisse zur Diplomatie- und Militärgeschichte in der letzten Phase des Krieges. Dem entspricht, dass viele neuere Analysen und Betrachtungen zum Westfälischen Frieden oft losgelöst vom Kriegsgeschehen erfolgen – und dies, obwohl der Krieg während des gesamten Westfälischen Friedenskongresses in unverminderter Härte weiterging.

Die etwas stiefmütterliche Behandlung der letzten Kriegsphase mag auch damit zusammenhängen, dass sich die Konfliktlinien und Akteurskonstellationen in dieser Phase des Krieges extrem verkomplizierten. Zu den Hauptakteuren im Reich treten nun die europäischen Mächte mit ihren jeweils eigenen, ständig wechselnden Kriegs- und Friedenszielen, so dass es stets notwendig ist, die unterschiedlichen Handlungsebenen in den Blick zu nehmen.

In der vorliegenden Darstellung wird der Versuch gemacht, eine Geschichte des Krieges als europäischen Konflikts zu schreiben. Ein umfassender Versuch ist es nicht. Die Darstellung wird sich auf die zentralen politisch-militärischen Entwicklungslinien konzentrieren, um die Entstehung und den Verlauf der Katastrophe des Krieges auf knappem Raum verständlich und nachvollziehbar zu machen. Auf der Basis einer solchen deskriptiven Analyse soll abschließend versucht werden, den Ort des Dreißigjährigen Krieges in der Geschichte des europäischen Friedens zu bestimmen. Damit wird der Blick noch einmal auf die Frage gelenkt, die seit jeher bei der historischen Betrachtung des Krieges eine zentrale Rolle spielte, nämlich, welche Bedeutung mangelnder Friedenswille bzw. mangelnde Friedensfähigkeit für die Entstehung einer Kriegskatastrophe solchen Ausmaßes hatte²⁵ – eine Frage, die durch die Einbeziehung kultureller Perspektiven nicht obsolet geworden ist, sondern

an Tiefenschärfe gewonnen hat²⁶. Hier soll abschließend und auf der Grundlage der neueren Forschung nach einer Antwort gesucht werden.

Nicht eigens thematisiert werden historische Aspekte, die in einer umfassenden europäischen Geschichte des Dreißigjährigen Krieges zweifellos systematische Berücksichtigung finden müssten. Darunter sind auch solche, die in jüngster Zeit Gegenstand intensiver Forschungen geworden sind. Beispielhaft sind der Bereich der Kriegserfahrung zu nennen²⁷, die Frage nach dem Krieg als Medienereignis²⁸ oder die Problematik der Migration²⁹. Gleichwohl werden diese Themen einbezogen, soweit dies im Rahmen der auf die zentralen politisch-militärischen Ursachen- und Ereigniszusammenhänge gerichteten Konzeption möglich ist. Im Sinne des gewählten Ansatzes wird der Blick gleich zu Beginn auf die großen, europäischen Schlüsselkonflikte gerichtet, die bereits lange vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges vorhanden waren und sich sukzessive mit dem Kriegsgeschehen verbanden. Auch wird versucht, die Phasen des Krieges in etwa gleichmäßiger Gewichtung zu schildern, wobei auch der inneren Entwicklung in den Ländern der Kriegsteilnehmer dabei Aufmerksamkeit zu schenken ist.

Über die Notwendigkeit und die Möglichkeiten einer europäischen Geschichte, die über ein Nebeneinander von Nationalgeschichten hinausgeht und zugleich ein breiteres universitäres Publikum anspricht, wird seit längerem in der Geschichtswissenschaft intensiv nachgedacht³⁰. Gerade die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges könnte ein Ansatzpunkt für eine so verstandene europäische Geschichte sein. Denn der Krieg bildete einen territorial und zeitlich begrenzbaren Ereigniszusammenhang. Seine Erklärung entzieht sich freilich einer nationalgeschichtlichen Perspektive; sie macht eine transnationale, europäische Perspektive erforderlich und wird nur bei der genauen Analyse der europäischen Interaktionen verstehbar. Dies deutlich zu machen, ist ein wichtiges Ziel der vorliegenden Darstellung.

II. Krisen vor dem Krieg: Europa, das Reich und Böhmen bis 1618

1. Krisen im Umfeld des Reiches: Europäische Staatenkonflikte um 1600

An der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert war Krieg ein zentrales Thema der öffentlichen Diskussion im Heiligen Römischen Reich. Auf den ersten Blick überrascht dies, befand sich das römisch-deutsche Reich doch um 1600 »in einem relativ friedlichen Zustand« (Volker Press)¹, der überdies schon seit etwa einem halben Jahrhundert andauerte. Dass der Krieg in der öffentlichen Diskussion im Reich dennoch omnipräsent war, ist im Zusammenhang mit der politisch-militärischen Situation in der unmittelbaren Nachbarschaft des Reichs, jenseits der Grenzen des Reichsverbands, zu sehen. Denn das Reich lag um 1600 im Spannungsfeld mehrerer europäischer Schlüsselkonflikte, die es jederzeit in Mitleidenschaft ziehen konnten, und zwar nicht nur aufgrund ihrer räumlichen Nähe zum Reichsgebiet, sondern auch wegen der engen politisch-konfessionellen und nicht zuletzt dynastischen Verbindungen einiger Reichsglieder zu den Konfliktparteien.

a) Der spanisch-niederländische Konflikt

Eine besondere Bedrohung für den Frieden im Reich stellte um 1600 der Konflikt zwischen Spanien und den Niederlanden dar. Denn zum einen gehörten die Niederlande nach verbreiteter Rechtsauffassung formal noch immer zum Reich, auch wenn sie sich faktisch bereits im 16. Jahrhundert sehr weit vom Reichsverband entfernt hatten. Zum anderen bestanden enge dynastische Verbindungen der betreffenden Konfliktparteien zum Reich. Dies betraf natürlich die österreichischen Habsburger, die den römisch-deutschen Kaiser stellten und die von dem in Spanien regierenden Zweig des Hauses Habsburg unter Berufung auf die dynastische Solidarität immer wieder, wenn auch letztlich stets vergeblich, zur offenen Parteinahme in dem Konflikt aufgefordert wurden. Dies betraf aber auch politisch führende niederländische Adelsgeschlechter, allen voran das im Reich begüterte Haus Nassau-Oranien.

Der 1566 ausgebrochene Konflikt hatte in den folgenden Jahrzehnten seinen Charakter vollkommen verändert. Zu Beginn hatte es sich um einen Aufstand mehrerer über das burgundische Erbe zum Haus Habsburg gelangter Provinzen

gegen ihren spanischen Landesherrn, König Philipp II. (1556–1598), gehandelt, wobei Holland und Seeland die Kernprovinzen des Aufstands gebildet hatten. Ziel der Aufständischen war die Bewahrung ihrer überkommenen politischen und vor allem konfessionellen Freiheiten gegen die Zentralisierungsbestrebungen von Philipp II. gewesen. Im Verlauf der langandauernden kriegerischen Auseinandersetzungen entwickelte sich ein (nord-)niederländisches Zusammengehörigkeitsgefühl, so dass die anfangs nur lose verbundenen aufständischen Provinzen um 1600 ein geschlossenes, calvinistisch geprägtes Gemeinwesen bildeten, das sich scharf gegen die katholischen, bei Spanien verbliebenen südlichen Provinzen abgrenzte. Überdies stiegen die von der Provinz Holland ökonomisch und politisch dominierten Niederlande bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts dank ihrer militärischen Stärke zu Lande und zu Wasser sowie dank ihrer Wirtschaftskraft zu einer europäischen Großmacht auf, die mit Spanien um Einflusszonen in Europa und Übersee kämpfte.

Für Spanien wurde der Konflikt schon in den letzten beiden Jahrzehnten der Herrschaft von Philipp II. zu einer untragbaren Belastung, weil sich Spanien auch auf anderen Kriegsschauplätzen engagierte, so in den französischen Religionskriegen. Dies überforderte die Kräfte der Monarchie und trug zum spanischen Staatsbankrott von 1596 entscheidend bei. Zum anderen sah sich Spanien im niederländischen Krieg bei der Organisation des Nachschubs und der Versorgung seiner Truppen mit erheblichen logistischen Problemen konfrontiert. Da der Seeweg von Spanien in die Niederlande, nicht zuletzt nach der Niederlage der spanischen Armada im Kampf gegen England, zu unsicher war, führte der Hauptnachschubweg über die italienischen Besitzungen Spaniens (Mailand), das Fürstentum Savoyen und die Freigrafschaft Burgund². Aber auch dieser Weg erwies sich, vor allem wegen der Nachbarschaft Frankreichs, zunehmend als unsicher, so dass Spanien nach alternativen Versorgungswegen Ausschau halten musste. Dabei gewannen die Alpenpässe in der Ostschweiz (Veltlin) und das Elsass wachsende strategische Bedeutung für Spanien.

Angesichts dieser Schwierigkeiten wuchs auf spanischer Seite die Friedensbereitschaft. König Philipp III. (1598–1621) erklärte sich schließlich bereit, die niederländische Unabhängigkeit anzuerkennen. Der angestrebte Friedensschluss kam jedoch nicht zustande, in erster Linie, weil die Niederlande drei zentrale Bedingungen Spaniens ablehnten: Die Duldung von Katholiken, die Wiederöffnung der Schelde, durch deren Schließung die wichtigste Hafenstadt der südlichen Niederlande, Antwerpen, vom Überseehandel abgeschnitten worden war, sowie die Einstellung des niederländischen Handels in den spanischen Überseegebieten. So kam es im Jahre 1609 lediglich zu einem zwölfjährigen Waffenstillstand, der kaum die Basis für eine dauerhafte Verständigung bilden konnte. Denn vor allem der andauernde niederländisch-spanische Krieg in Übersee, der vom Waffenstillstand ausdrücklich ausgenommen war, sowie die fortgesetzte Sperrung der Scheldemündung waren für Spanien langfristig unakzeptabel³.

Dennoch stand Philipp III., hierin der politischen Linie seines Hauptministers (des sog. *Valido*), des Herzogs von Lerma, folgend, einer Wiederaufnahme des niederländischen Kriegs zunächst reserviert gegenüber. Spätestens seit 1617 mehrten sich jedoch die Anzeichen, dass die spanische Regierung zu einem energischeren, notfalls auch militärischen Engagement in den Niederlanden zurückzukehren beabsichtige. Vor allem die Aktivitäten der spanischen Botschafter am Kaiserhof, Zuñiga und

Oñate, wiesen in diese Richtung. Ein Markstein dieser Politik war ein Geheimvertrag (der sog. Oñate-Vertrag) im März 1617 zwischen den spanischen und den österreichischen Habsburgern. Philipp III. verzichtete darin auf seine eigenen Thronfolgerechte in Böhmen und Ungarn, und im Gegenzug verpflichtete sich das designierte Oberhaupt der österreichischen Habsburger, Erzherzog Ferdinand, den spanischen Habsburgern Herrschaftsrechte im Elsass zu überlassen – ein Vertrag, der in Hinblick auf die strategische Bedeutung des Elsass für die spanischen Nachschubwege erhebliche Bedeutung gewinnen konnte. Es lag in der Konsequenz dieser Entwicklung, dass der Herzog von Lerma, der bis zuletzt einer Wiederaufnahme des niederländischen Kriegs kritisch gegenüberstand, im Oktober 1618 gestürzt wurde und Zuñiga an seine Stelle trat⁴.

Auch in den Niederlanden fand ein erbitterter Konflikt zwischen den Anhängern und Gegnern einer eher auf Ausgleich mit Spanien bedachten Politik statt. Gerade seit der Zeit des Oñate-Vertrags nahm er an Heftigkeit zu. Protagonist einer eher zurückhaltenden Außenpolitik war der holländische Staatsmann Johan van Oldenbarnevelt; die Führungsfigur des gegnerischen Lagers, die eine eindeutig antispanische Politik favorisierte, war Moritz von Oranien. Die Auseinandersetzung gewann zusätzlich dadurch an Schärfe, dass sie sich mit theologischen Streitigkeiten zwischen einer gemäßigten Reformbewegung innerhalb des Protestantismus (Remonstranten bzw. Arminianer), der Oldenbarnevelt und seine Anhänger nahestanden, und der streng traditionell-calvinistischen Richtung, die Oranien repräsentierte, verband. Im Sommer 1617 begann der offene Machtkampf zwischen Moritz von Oranien und Oldenbarnevelt. Im August 1618 wurde Oldenbarnevelt von Oranien gefangengesetzt, auf der Synode von Dordrecht, die mit einem Sieg der traditionell-reformierten Richtung über die Remonstranten endete, als Hochverräter verurteilt und kurz darauf hingerichtet. Damit hatten sich die Vertreter eines radikal anti-katholischen bzw. antispanischen Kurses durchgesetzt.

Spätestens seit 1617 stand für die politische Öffentlichkeit in Europa fest, dass sich das Verhältnis zwischen den Niederlanden und Spanien wieder gefährlich zuspitzte und mit einem Wiederausbruch des spanisch-niederländischen Kriegs zu rechnen war⁵.

b) Der Gegensatz zwischen Spanien und Frankreich

Der Gegensatz zwischen der kastilischen bzw. spanischen und der französischen Monarchie kann als eigentlicher Grundkonflikt innerhalb der christlichen Staatenwelt seit dem 15. Jahrhundert gelten. Als stärkste Gemeinwesen der Christenheit rangen beide letztlich um die Vormachtstellung in Europa; vor allem Herrschaftspositionen in den italienischen Territorien und im Westen des Reichs waren traditionell hart umkämpft. Freilich hatte dieser Grundkonflikt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an Bedeutung verloren, weil Frankreich durch jahrzehntelange Religionskriege innerlich schwer erschüttert worden war. Der Versuch Spaniens, diese Lage zu nutzen und Frankreich als Rivalen dauerhaft auszuschalten, war indessen an der vorläufigen Befriedung Frankreichs durch den ersten Bourbonen auf dem französischen Königsthron, Heinrich IV. (1589–1610), gescheitert. Ihm gelang es, den politischen Frieden zwischen den Religionsparteien – unter Wahrung